

10] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

„Wenn es sich darum handelte, Briefe zu besorgen, wurden Sie damit beauftragt?“

„Ja, Herr Präsident.“

„Sie spielten ja eine schöne Rolle. Sm! Aber das ist jetzt gleichgültig. Aber seine Briefe, die Briefe, die Herr de Bellice an Frau Vermantes schrieb. Was ist daraus geworden? Verliebte heben sich diese Art Briefe immer auf. Also — wo sind sie, Sie wissen es. Sagen Sie es. Weshalb wollen Sie es nicht sagen. . . Sie müssen sprechen, Frau, dazu sind Sie hier.“

Die alte Frau schwieg hartnäckig, die Blicke gesenkt, das Gesicht unbeweglich.

„Wissen Sie es — ja oder nein?“

Wieder Schweigen.

Der Präsident machte eine ungeduldige Bewegung, wechselte einen Blick mit Herrn Rudrit und änderte seinen Angriffsplan.

„Sie wollen nicht antworten? Nun, sagen Sie, war Frau Vermantes lange krank, ehe sie starb?“

„Nein.“

„Wie lange? Erinnern Sie sich. Einige Wochen, einige Tage.“

„Einige Tage.“

„Nach ihrem Tode hat man doch ihre Papiere durchsehen müssen. Ihr Mann oder irgend jemand der Familie. Lebte ihre Mutter noch?“

„Nein, Herr Präsident.“

„Also hat zweifellos ihr Gatte diese Pflicht erfüllt? Sie wissen es nicht? Aber man hätte doch Briefe finden müssen?“

Die alte Frau antwortete nur noch durch Zeichen.

„Nein? Hat man die Briefe des Obersten nicht wiedergefunden? Also waren sie vernichtet worden? Ja? Sie sagten doch ja, nicht wahr? Hat sie Frau Vermantes, bevor sie starb, selbst vernichtet? Nein? Nicht sie. Also jemand anderes. Einer muß es doch gewesen sein. Sie waren die Vertraute, die einzige, sagen Sie, also haben Sie sie vernichtet?“

„Gnädige Frau . . . wollte es . . .“

In ihrer Erinnerung lebte jene Szene wieder auf: Sie sah die Sterbende wieder, die sie mit dem Blicke an ihr Bett rief, als die Wärterin eines Nachts in ihrem Sessel eingeschlafen war. Sie flüsterte ihr mit schwacher Stimme zu: Die Briefe . . . verbrennen . . . Bewegungen, Blicke und abgerissene Worte erklärten ihr, daß diese Briefe sich in dem kleinen Schreibtisch befänden, dessen Schlüssel zwischen der Wäsche in einer Kommode lag. Luise wühlte in dieser düstigen, garten Wäsche, unter der nie wieder das Leben pulstern würde. Abendparfüm stieg aus ihr hervor und verflüchtigte sich in der schweren Luft des Krankenzimmers. Die Blicke der großen, fiebergänzenden Augen folgten ihrem Suchen, während die Wärterin leise schnarchte. Als der Schlüssel gefunden war, mußte sie in den Schreibtischschubladen umherstöbern. Die Wärterin konnte erwachen . . . der Gatte hereinkommen . . . Sie fand drei mit blauem Band gebundene Paketen und einige lose Kuverts mit erst kürzlich erhaltenen Briefen.

Sie fragte: „Ist das alles?“

Die großen Augen bejahten, schlossen sich, und das blutlose, abgemagerte Gesicht nahm den Ausdruck unfähigen Schmerzes an. Dann knisterten alle diese Viebeszeichen im Kamin, verflüchtigten sich in blauen Flämmchen zu grauem Rauch, und bald war nur noch ein schwarzer Aschenhaufen vorhanden, den sie verstreute. Die Sterbende hatte den Kopf nach der Wand gewendet, die Wärterin schlief noch immer.

Bergebens suchte ihr Herr Motiers de Fraisse über diese Szene, die so klar vor ihrem Geiste stand, Einzelheiten zu entreißen. Wie Zentnerschwere lag es auf ihrer Zunge. Schluchzen schnürte ihr die Kehle zu. Die Worte kamen ihr nicht bis auf die Lippen. Sie wiederholte:

„Gnädige Frau wollte es . . . gnädige Frau wollte es . . .“

„Also gehorchten Sie. Ja, Sie waren sehr gehorsam. — Frau Vermantes wird doch auf die Briefe geantwortet haben, die sie bekam? . . . Wissen Sie etwas von den Antworten?“

Sie schüttelte den Kopf und murmelte:

„Verbrannt . . .“

„Auch? Wer hat sie verbrannt? Sie doch nicht! Zweifellos Herr de Bellice. Sind Sie dessen sicher? Also mehr können Sie uns nicht sagen? Wir müssen Ihnen aufs Wort glauben. Und wenn Sie uns nicht alles gesagt haben?“

Sie widersprach nicht. Ihre Augen blickten stumpf ins Leere. Sie klammerte sich nur mit beiden Händen am Gitter fest, und es war als würde sie dort zu Stein. Aber aus ihrem Schweigen sprach die Wahrheit.

„Haben Sie noch irgend etwas zu sagen?“ fragte Herr Motiers de Fraisse.

Betroffen starrte sie ihn an. Sie hatte überhaupt nichts zu sagen gehabt, wie auf der Folterbank hatte man ihr die Ja und Nein entrisen, sie wünschte nur eins, schnell nach Hause eilen, sich dort zu vergraben und alles zu vergessen: die roten Salare, die schwarzen Baretts, das entstellte, leichenblasse Gesicht zwischen den Gendarmen. Aber jetzt fragte Brévine:

„Eine Frage nur, Herr Präsident. Frau Donnaz versicherte, daß der Oberst von Bellice die Briefe von Frau Vermantes verbrannt habe. Wie konnte sie diese Einzelheiten wissen?“

Luise Donnaz wandte sich mit mißtrauischen Blicken dem Rechtsanwalt zu und fragte sich, ob das noch ein Gegner wäre. Dann schien sie beruhigter und antwortete schließlich:

„Er hat es mir gesagt.“

„Ach, er hat es Ihnen gesagt. Wann hat Ihnen Herr de Bellice das gesagt? Während der Krankheit von Frau Vermantes, als sie starb?“

„Später.“

„Später? Könnte die Zeugin die Zeit nicht mehr genau angeben? Die Frage ist wichtig. Ich bitte Sie inständigst, Frau Donnaz, denken Sie nach, geben Sie sich Mühe.“

Die halb geöffneten Lippen der alten Frau zitterten, und plötzlich begann sie in kurzen, abgehackten Sätzen zu erzählen.

„Ja, es war später . . . Als ich ihn wieder sah . . . nach meiner Krankheit. Sie wissen doch, Herr Rechtsanwalt, daß er mich nach La Combette geschickt hat. Er sagte mir . . . o, ich erinnere mich genau . . . Luise, hören Sie zu. Nur Sie allein wissen, was geschehen ist . . . Schwören Sie mir, daß Sie zu niemandem davon sprechen werden, daß Sie nie etwas sagen, nie, nie. Ich habe geschworen. Darauf sagte er noch: Nicht ein einziges Wort, was auch geschehen möge. Und er hat mir noch gesagt: Sie sind eine brave Frau, Luise, Sie begreifen mich schon. Ich will, daß Herr Lionel . . . das Andenken seiner Mutter . . . achtet. Das hat der Herr General mir gesagt, das sind seine eigenen Worte. Und ich habe meinen Schwur gehalten. O ja . . . und darum wollte ich schweigen.“

Brévine rief mit triumphierender Miene:

„Sie sehen also, meine Herren, daß Vermantes nichts wußte.“

„Ich bitte Sie, jetzt nicht zu plädieren, Herr Rechtsanwalt,“ sagte der Präsident.

Autor verbesserte bereits:

„Wir sehen, daß die Zeugin dem Angeklagten nichts erzählt hat, das ist alles.“

War der General bis zu seinem Tode stumm geliebt? Gatte er niemals dem heißgeliebten Sohn, den er fast täglich sah, die Arme geöffnet? Nur Vermantes allein wußte das. Aber seine Antworten zählten nicht. Wenn die Wahrheit seinem Prozeß diente, würde er sie vergeblich rufen. Man würde ihm nicht glauben. Jeder legte sich das Problem nach seiner Weise aus, nach seiner Hypothese oder seinem Temperament. Einige würden sagen: „Er liat. Was er versicherte, ist unmöglich.“ Andere würden antworten: „Alles ist möglich, aber es ist sehr sonderbar.“ Und selbst die Wohlwollendsten würden Zweifel hegen.

12. Kapitel.

Nach Luise Donnag wurde der Diener des Generals Justin verhört, der Typus eines guten, dicken, rasierten Dieners. Er erzählte, daß er um Lermantes' Besuch in La Combette wußte. Lermantes war mit dem Frühzug angekommen. Der General schien sich über seine Ankunft sehr zu freuen. Beide plauderten freundschaftlich beim Spazierengehen. Am ersten Abend waren sie bis zehn Uhr zusammen gewesen. Das hatte Justin verwundert, denn sein Herr ging sonst immer um neun Uhr schlafen, besonders wenn er auf dem Lande war. An jenem Tage klingelte er genau um zehn Uhr, um sich frisches Wasser bringen zu lassen.

„Was taten der General und Lermantes in jenem Augenblick?“ fragte der Präsident.

Justin zögerte, als ob er sich nicht mehr ganz genau erinnern könne.

„Sie plauderten zweifellos sehr angeregt, stritten sie sich vielleicht?“

„O nein, Herr Präsident. Sie — sie spielten Billard.“

Man lachte, und der brave Mann geriet in große Verlegenheit. Dann erzählte er von dem letzten Tage des Generals in St. Germain, der Ankunft am Abend, dem Aufsteher am nächsten Morgen, von der Fahrt nach dem Bahnhofe, von ganz unwichtigen Einzelheiten, die sich in jenen Stunden ereigneten, die so unbedeutend schienen, wie so viele vorhergegangene, während der Tod schon heimlich lauerte. Das ganze Geschwätz enthielt nicht ein wichtiges Wort.

Nun wurde Doktor Finge vernommen und erklärte, daß der General an Schwindelanfällen gelitten habe, als er im Juni nach La Combette gekommen war. Der Arzt wurde deshalb gerufen, konnte aber keine Ursache für diese Störung finden. Als er seine Unwissenheit eingestand, rief der General: „Wir wollen annehmen, daß es das erste Alarmzeichen ist, ein Signal. Darum, alter Soldat, Gewehr links!“ Der General sagte das in lustigem, scherzendem Ton, fügte der alte Praktiker hinzu: „Die Kranken sprechen nur von ihrem Ende, wenn sie nicht daran glauben.“

(Fortsetzung folgt.)

Hektor II.

Von Zuhani Aho.

Er war nicht wie der selige Dederle von unbekannter Herkunft und die Frucht einer unerlaubten Liebe. Sein Vater und seine Mutter waren von allem gutschwedischen Adel und im Stammbuche des finnländischen Hundezuchtvereins sind ihre Namen unter den besten und geachtetsten des ganzen Landes bezeichnet. Und er mußte auch nicht im Walde oder im Stalle gefüttert werden, wo so viele Hündchen niederer Rasse zur Welt kommen. Auf dem eigenen Familienhofe, wo seine Mutter und Großmutter herangewachsen sind und gelebt haben, konnte auch er das Licht der Welt erblicken, wenn er bei der Geburt schon Augen gehabt hätte, und in einem besonders eingehegten Raum, den man den „Hundehof“ nannte, machte er die ersten Schritte auf der ehrenvollen Laufbahn seines Lebens.

Ja sage „ehrenvoll“, denn so zu werden, war sie vorher bestimmt, und so wurde sie auch. Schon von seiner frühesten Jugend an war er dazu ausersehen, ein großes Werk zu vollenden und die leuchtenden Taten seiner Eltern fortzusetzen.

Drei, vier Generationen zuvor hatte der Stammvater dieses Geschlechts, Hektor I, gelebt. Sein Ruhm war über weite Jagdfelder verbreitet, unzählig waren die Hasen, die er einem sicheren Tode entgegengetrieben und noch zahlreicher die Füchse, die er zu Tode gebissen hatte.

Er war mit einer englischen Prinzessin verheiratet, und von diesen beiden hatten die Nachkommen diesen feinen und langgestreckten Kopf geerbt, diesen ruhigen und erhebenden Blick, diese gerade und breite Nase, diese stattlichen Beine, die mit Doppelsporen versehenen Pfoten und diesen Pelz, der wie das feinste Kleid glänzte. Die Rasse wurde mit der Zeit immer edler und hatte einen fast krankhaft verfeinerten Geruchssinn erhalten, aber zu gleicher Zeit war sie etwas schwächer, etwas weniger andauernd und minder beflusstig geworden, obwohl ihr heiliger Eifer noch unermindert anhielt. Bei einigen späteren Mitgliedern dieses Geschlechts hatte man sogar eine gewisse Neigung bemerkt, sich Fehlsuren hinzugeben und den Feind dort zu suchen, wo er sich nicht befand. Der Vater unseres Helden hatte deshalb eine ruhige angloschweizer Hündin als Ehehälfte erhalten, und aus dieser Verbindung stammte er, der da in der Taufe den Namen Hektor II erhielt.

Nachdem er endgültig den Namen Hektor II erhalten hatte, ging ein besonderes Schreiben an die Direktion des Hundezuchtvereins ab, in dessen Register dieses Ereignis dann vermerkt wurde — und bald brachte er diesen Namen zu Ehren.

Er war noch nicht zwei Jahre alt, als man ihn schon auf die große Hundeaussstellung in Helsingfors führte. Die Hofmanege war aus diesem Anlaß mit Flaggen und Girlanden geschmückt, und eine Musikkapelle spielte vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die ganze feinste Hundewelt war dort repräsentiert. Dort fanden sich Schäferhunde, Pudel, Dackel, Fuchs-, Hof- und Vogelhunde, aber den größten Teil bildeten doch die adeligen Boulevardhunde der Hauptstadt. Hinter dem Hause sah man wohl auch vereinzelt gemeinere Hunde einheimischer Rasse, einige bellende Stierhunde oder Wacht Hunde — wie sich ja immer bei patriotischen Festen einige Bauern einzustellen pflegten. Hektor II war mit seinen Eltern in einem besonderen Käfig. Diese Familie erweckte die allgemeine Aufmerksamkeit, und um sie sammelten sich ununterbrochen neugierige Betrachter. Das war vor allem Hektors Verdienst, denn er spielte so nett, bellte so froh, hatte einen so klugen Blick und war so wohlgepflegt und zufrieden, wie es nur eines reichen Mannes Kind zu sein vermag. Und den Kindern reicher Männer wird ja immer mehr gebulldigt als jenen der armen.

Die Preisrichter musterten ihn mit ihrem scharfen Kennerblick, hoben ihn auf, ließen ihn von der Kette befreit seinen elastischen Schritt zeigen, maßten seine Proportionen, verglichen sie mit denen anderer Hundejünglinge und zogen aus all dem den Schlußsatz, daß er die besten Voraussetzungen biete, um seinem Lande ausgezeichnete Dienste zu leisten. Einstimmig wurde ihm auch der erste Jünglingspreis zuerkannt, ein rotes seidenes Band am Halse zu tragen. Sein Name kam in alle Zeitungen, und bei dem großen Festbankett wurde auf seinen Herrn der folgende Toast ausgedrückt:

„Die Hundefreunde ganz Finnlands sind davon überzeugt, daß Sie, Herr Baron, der Sie sich schon so große Verdienste um die finnländische Hundezucht errungen haben, diese noch erhöhen werden durch die Erziehung dieses preisgekrönten jungen Schönen, auf daß er eine Zierde unseres Landes werde, und daß er mit Ehren verwalte das teuerste Erbe, das er vom Mutterlande erhielt: das echte schwedische Blut. In dieser Hoffnung leeren die Hundebesitzer und Hundefreunde Finnlands ihr Glas auf Ihr Wohl, Herr Baron.“

In der gleichen Nacht erhoben sich auch donnernde Hurzarufe ihm zu Ehren, während Hektor ruhig an der Seite seiner Eltern im Hotelzimmer seines Herrn schlief und träumte. Im Traum hörte er Jagdhörner und das Gebell seiner Kameraden, und hier und da bellte er selbst vergnügt. Am Morgen erwachte er, wurde nach der Eisenbahnstation gebracht und in einem besonderen Wagen untergebracht, den die Direktion zu seiner und seiner Ausstellungsameraden Verfügung bereitwilligst beigestellt hatte. Für Hektor und seinen Eltern wurde dies ein Triumphzug. Bei jeder Eisenbahnstation sammelten sich Neugierige, um den zu betrachten, der den ersten Jünglingspreis erhalten hatte, und von der letzten Station bis nach Hause durfte er sogar in der Kutsche seines Herrn fahren.

Dann verschwand er für einige Zeit aus der Öffentlichkeit. Seine Erziehung hatte begonnen, und die ist für adelige Hunde viel strenger als für andere. Er durfte nicht allein über Land und Feld daher laufen und auf allen Märkten herumtöbern. Er durfte sich nicht einmal in der Küche oder beim Eßtisch zeigen, er hatte seinen eigenen Erzieher, und das war ein gestrenger Herr, der ihm allerdings viel Futter gab, aber auch viel Prügel, wenn es erforderlich war. Gerade dann, wenn Hektor sich bereits frei glaubte und im Begriff war, hinaus auf die Landstraße zu den Huldinnen des Dorfes zu eilen, rief ihn sein Mentor immer wieder zurück, und kam er nicht sofort, dann gab es Prügel. Wenn er bloß des Spaaßes halber die Hühner betrachtete oder auf die Schafe an der Kette losstürzte, so war der grausame Mann sofort hinter ihm her, prügelte ihn fast zu Tode und sperrte ihn für mehrere Tage in die Hundehütte ein. Ereignete es sich, daß der Grausame bei schlechter Laune war, so konnte es ihm einfallen, ein Holzstück weit vor sich hinzuworfen und Hektor zu befehlen, es zu apportieren, und das oft zehnmal hintereinander.

Das waren harte Tage. Aber es ereignete sich auch, daß Hektor zur Belohnung in den Wald geführt wurde. Wie er da rastete, lärmte und über Bäume, Büsche und gestuzte Bäume sprang! Vor Verzückung wälzte er sich manchmal auf dem Boden, um sofort wieder weiter zu jagen und aus vollem Halse zu bellen. Manchmal tauchte irgendein Tier vor ihm auf, das rasch im Gebüsch verschwand, ehe er noch zur Besinnung kam. Da fühlte er in den Nasenlöchern einen eigentümlichen Geruch, der ihn lodte und reizte. Der Verschwundene kam wieder, und er folgte ihm langsam. Plötzlich knallte es hinter seinem Rücken. Er hörte seinen Namen rufen, rannte aus Leibeskräften zu seinem Herrn und fand dort zu seinen Füßen ein Tier liegen. Das war ja ein Hase. Hektors erster Hase. Der Baron schmeichelte ihm, ließ ihn an der Deute schnüffeln und in sie beißen.

Das war ein Festtag für Hektor wie für seinen Herrn. Der Hund war sich seiner Aufgabe im Leben bewußt, und seinem Herrn erblickten volle Hoffnungen für künftige Zeiten und Jagden. Der Tag wurde mit einem kleinen Familienfest gefeiert. Hektor durfte in aller Gegenwart die Eingeweide des Hasen verzehren. Seine Heldentat wurde immer und immer wieder berichtet, und er erhielt ein Halsband und eine feine Eisenkette als Zeichen, daß er nun zu den Erwachsenen gerechnet wurde, aber auch als Zeichen, daß er nun verpflichtet sei, alle seine Kräfte dem Wohle der Ge-

seelschaft zu widmen. Er selbst fühlte seine neue Würde im Rücken, in den Beinen, im Schwanz und seinem ganzen Sein. Er sah, welche Ehren ihm alle erwiesen, und hörte den achtungsvollen Ton, in dem man von ihm sprach. Und da beschloß er, sich dieses Vertrauens würdig zu erweisen und sich selbst, seine Rasse und seinen Herrn zu ehren.

Er erfüllte auch alle Hoffnungen so rasch, daß man ihm schon im nächsten Herbst auf alle Jagden mitnahm und stets dann abloppelte, wenn alle anderen Hunde versagten. Denn er bewährte sich in jedem Wetter und in jedem Terrain, er trieb nicht nur ausgezeichnet, sondern er übertraf auch alle anderen im „Aufnehmen“. Er hatte ein rauhes und kräftiges Gebell, trieb ruhig und sicher, und erfaßte er einen Hasen, so verließ er ihn nicht, fraß ihn auch nicht auf, sondern legte sich ihm gegenüber und erwartete den Jäger. Er kümmerte sich nicht um Vögel auf dem Baum, und wenn andere Hunde diese anbellten, schenkte er ihnen nicht die geringste Beachtung. Verloren diese aber irgendeine Spur, so konnte man sicher sein, daß es Hektor war, der sie wieder fand. Alles dies bewältigte er wie im Spiel.

Zu Hause war er gehorham und lieb, und so wurde ihm die Ehre zuteil, die Hundehütte zu verlassen und unter dem Tisch seines Herrn schlafen zu dürfen. Man pflegte ihn wie den Augenstern, er bekam besonderes Futter, er wurde zuerst herbeigerufen, um die Gäste des Hauses zu begrüßen, und die Herren klopfen ihm den Rücken, während die Damen ihm die Ohren kitzeln.

Aber Hektors Ruhm drang auch über die engen Grenzen seiner Heimat. Er, dieser hochbegabte Noelschhund, war mit dem lokalen Wirkungskreise, auf den er sich bisher beschränken mußte, nicht zufrieden. Die Zeit war aber vorwärts geschritten und eröffnete adeligem Betätigungsdrange ein immer weiteres Feld. So sollte er dazu gelangen, unter den vornehmsten Hunden des Landes eine leitende und allgemein anerkannte Stellung einzunehmen.

Personen, die sich der allseitigen Ausbildung ihrer Hunde ganz besonders angenommen hatten, veranstalteten einen Wettbewerf für Jagdhunde auf einem Gut in der Nähe der Hauptstadt. Dort versammelte sich, was Finnland an vorzüglichen Hunden und Hundebesitzern aufzuweisen hatte.

Nachdem man ein Frühstück mit extra feinen Weinen eingenommen und die Gäste willkommend geheißt hatte, ging man unter Hörnerklang und freudigen Rufen in den Wald. Es war ein ruhiger, kalter und schöner Herbsttag. Die konkurrierenden Koppeln sollten nach dem Lose losgelassen werden. Die Preisrichter waren mit Sekunden-Chronometern versehen. Verschiedene der Hunde hatten schon früher ihre Kräfte erprobt. Ich begnüge mich, das hier wiederzugeben, was die nach dem Kampfsplatz entsandten Spezialkorrespondenten der Zeitungen zu berichten wußten.

Ein Blatt schrieb: „Es war 4 Uhr nachmittag, als die mit der größten Spannung erwartete Nummer, der Wettkampf vor sich gehen sollte. Hektor II wurde losgelassen. Die Darbietungen der anderen Hunde hatten begonnen etwas ermüdend zu wirken. Sie trieben unregelmäßig und langsam, und ihr Gebell stockte oft für längere Zeit. Keiner von ihnen hatte es noch vermocht, die für den ersten Preis festgesetzte Zeit von 90 Minuten einzuhalten. Es war daher eine wahre Erfrischung, als Hektor II, dieser Hund, der bereits ein so großes und berechtigtes Ansehen unter den Herren Jägern unseres Landes genoss, vor den Preisrichter geführt wurde. Als er losgekoppelt wurde, stürzte er nicht wie die anderen Hunde Hals über Kopf in den Wald. Er sah seinem Herrn in die Augen, wedelte kräftig mit dem Schwanz und schien einen Befehl abzuwarten. Es wurde sofort allen Zuschauern klar, daß man es hier nicht mit einem dieser halbwildten, zügellosen Jagdhunde, wie sie in finnländischen Dörfern sich vorfinden, zu tun hatte, die sich ihr ganzes Leben lang ungestraft zwischen dem Vieh auf den Weiden einhertummeln. Nein! Hier hatte man einen wohlgezogenen und mit den besten ererbten Eigenschaften begabten Rassenhund reinsten Wassers vor sich. Sobald ihm der Herr mit der Hand das erwartete Zeichen gegeben hatte, sprang er zur Seite und über den Baum auf das Roggenfeld, wo er einige Kreise beschrieb. — Welcher Genuß, seine sicheren Bewegungen und den immer sich steigenden Eifer seines Schwanzwedelns zu betrachten! Nun verschwand er im Walde, und sofort hörte man sein Gebell. Was für ein Gebell! Nicht eine Spur von Erregung oder Heiserkeit. Ein Haars und hohes Wellen im Brustton, das wie eine Erglode Klang und ununterbrochen volle 90 Minuten anhielt. Vogen auf Vogen folgte er kreuz und quer der Spur des Wildes, jagte es über Hügel und Wiesen und durch den dichtesten Jungwals und verlor es weder bei den Rännen, noch bei den Wegkreuzungen. Als die Zeit abgelaufen war, wurde das Signal für den Schuß gegeben, und ehe noch der Schuß ausgerollt war, stand Hektor II bereits bei dem geschossenen Hasen, biß ihn einige Male in den Nacken und ließ sich dann ruhig an seiner Seite nieder.“

Von diesem Tag an war Hektor der berühmteste Jagdhund des Landes. Sein Porträt wurde im „Sport“ veröffentlicht, man sprach von ihm stets wie von dem Vorbilde eines feinen Rassenhundes, und rein fabelhaft waren die Summen, die für ihn geboten wurden. Aber für keinen Preis der Welt wurde er verkauft. Er war wie ein Mitglied der Familie seines Herrn und wurde gepflegt wie das edelste.

Immer zahlreicher wurden die Jäger, die im Namen ihrer Hündinnen bei ihm als Freiwerber auftraten, aber sein Herr, der Baron, hatte das Prinzip, daß die Rasse Hektor II nicht vermisch werden dürfe. Er ließ aus dem Mutterlande für Hektor eine Dame von dem gleichen fürstlichen Blute kommen, und aus dieser Verbindung ist die berühmte adelige „Hektorische Rasse“ hervorgegangen. Das sind nun die besten Jagdhunde Finnlands, und alle ihre Mitglieder gehören der vornehmsten Hundesozietät des Landes an, d. h. sie stehen im Dienste von Kåaern. Die eigene Hundehäse und große Jagdsfelder haben.

Hektor II ist nun tot. Er wurde zuerst taub und dann blind, aber er brauchte nicht den Tod eines gewöhnlichen Hundes zu sterben, er wurde nicht gehängt und auch nicht in den ewigen Schlaf hinüber chloroformiert. Eines Tages fand man ihn leblos auf seinem Bette, das in dem Zimmer seines Herrn stand. Er wurde begraben, wie man große Herrenhunde zu begraben pflegt. In der herrlichsten Ecke des Gartens wurde unter einer mächtigen Eiche ein Grab gegraben und auf dem Grabe wurde ein Stein mit folgender Inschrift errichtet:

Hektor II
dem adeligen, treuen, reichbegabten Rassen-
hund errichtete dieses Denkmal sein trauernder
Herr.

Behrings neues Diphtherie- Schutzmittel.^{*)}

Von Dr. Heinrich Meriens.

Professor Behring hat auf dem Wiesbadener Kongresse für innere Medizin ein neues Diphtherieschutzmittel der Beachtung der Kliniker und Hygieniker empfohlen, und gleichzeitig sind auch bereits einige praktische Erfahrungen an den Vortrag angeknüpft worden.

Um von vornherein allen Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß es sich nicht etwa um ein neues Heilmittel gegen Diphtherieerkrankung handelt, sondern ausschließlich um ein Verfahren, gefährdete Personen vor der Ansteckung zu schützen. Es soll also hauptsächlich dort seine Anwendung finden, wo Diphtherieerkrankte eine Gefahr für ihre Umgebung darbieten, also zum Beispiel bei noch gesunden Geschwistern diphtheriekranker Kinder, ferner bei Wärttern, Pflegepersonal usw.

Das Verfahren Behrings beruht auf der Einführung eines praktisch vollkommen ungiftig gemachten Gemisches von Diphtherietoxin und seinem Antitoxin. Dieses Gemisch, das durch das Antitoxin seine giftigen und gefährlichen Eigenschaften vollkommen verloren hat, soll im Körper des damit behandelten Menschen trotzdem eine rapide und sehr energische Antikörperproduktion hervorrufen und dadurch einen natürlichen Schutz des betreffenden Individuums, der viel wirksamer und viel nachhaltiger ist als der künstlich durch Uebertragung fertigen Serumgeleitete Schutz. Bekanntlich hat man schon seit der Einführung des Diphtherieserums versucht, auch die Umgebung der wirklich Erkrankten dadurch zu schützen, daß man ihnen geringere Mengen des Heilserums, als zur Heilung der Krankheit erforderlich wäre, injizierte, und hat in der Tat dadurch der gefährdeten Person ein gewisse Zeit lang einen Schutz gegen die Infektion verleihen können. Indessen ist dieser Schutz ein außerordentlich schnell vorübergehender.

Um die Bedeutung der Sache auch einem weiteren Kreise zugänglich zu machen, müssen wir auf die theoretischen Grundlagen aller dieser serotherapeutischen Verfahren mit einigen Worten zurückkommen. Bekanntlich erzeugen die Diphtheriebazillen sowie auch einige andere wichtige Krankheitserregende Bakterien ein Gift ganz besonderer Art, ein sogenanntes Toxin. Die Besonderheit dieser Toxine drückt sich vor allen Dingen darin aus, daß sie bei der Einführung kleiner Dosen in den Körper empfänglicher Tiere dort ein Gegengift, ein sogenanntes Antitoxin, erzeugen, das nunmehr im Körper dieser Tiere und vor allen Dingen in deren Blute kreist und mit deren Blute gewonnen werden kann. Gleichzeitig sind, solange diese Antitoxine im Blut kreisen, die Tiere gegen die Wirkung auch großer Mengen des Giftes vollkommen festgemacht, wie man sagt, immunisiert. Da in dem Falle der Diphtheriebazillen ferner die Gefährlichkeit der Bakterien ausschließlich auf ihrer Giftproduktion beruht, so sind die Tiere auch praktisch gegen eine Infektion mit den Bakterien selbst immunisiert. Dies Verfahren, Tiere gegen die Infektion mit gefährlichen Mikroorganismen zu schützen, indem man es ihnen selbst überläßt, nach der Einführung des betreffenden Giftes Antikörper zu bilden, nennt man aktive Immunisierung. Auf einem total anderen Prinzip beruht die Serumtherapie. Bei diesem Verfahren nimmt man einem vorher absichtlich aktiv immunisierten Tiere das Serum

^{*)} Wir entnehmen diesen Artikel, ein Muster popularisierender Darstellung, (in gekürzter Form) der Wiener „Neuen Freien Presse“. Zur Ergänzung sei hier angefügt, daß der Impfschutz erst 21 bis 24 Tage nach der Einspritzung auftritt, aber 1–2 Jahre wirksam bleiben soll.

(Blutflüssigkeit) ab, das die spezifischen Antikörper gegen das Gift enthält, und überträgt diese Antikörper selbst mit dem Serum in den Körper eines erkrankten oder gefährdeten anderen Lebewesens. Der Organismus des Erkrankten hat in diesem Falle also mit der Bildung der Schutzkörper nichts zu tun, sie werden ihm vielmehr in fertiger Form eingeführt, und aus diesem Grunde bezeichnet man das Verfahren als die passive Immunisierung. Diese Serumtherapie hat im Gegensatz zu der aktiven Immunisierung den großen Vorzug, daß man ganz ungeheurer große Quantitäten von Antikörpern mit einem Schläge in den vom Gift bedrohten Organismus einführen und dadurch also die verderbliche Kraft relativ großer Giftmengen lähmen kann. Aus diesem Grunde ist die Serumtherapie oder die passive Einführung solcher Schutzstoffe im Falle einer bereits eingetretenen Erkrankung für alle Zeiten das einzige Mittel, um eine Heilung herbeizuführen. Denn die langsamen Vorgänge einer aktiven Immunisierung wären nicht imstande, die bereits vorhandenen und die Körperzellen bedrohenden Giftmengen in der notwendigen kurzen Zeit zu neutralisieren. Anders aber liegt die Sache, wenn es sich um den Schutz eines noch nicht erkrankten Organismus handelt. Zwar kann man naturgemäß auch hier durch Einführung des Antitoxins dem Körper einen gewissen Schutz verleihen. Wie sich aber bei genauerer Beobachtung herausgestellt hat, dauert dieser Schutz nur eine recht kurze Zeit, und zwar aus dem Grunde, weil das Antitoxin im Körper sehr schnell zerstört wird. Es liegt dies nur daran, daß man gleichzeitig mit dem Antitoxin körperfremdes Blutserum in den Körper einführt und daß dieses, wie alle körperfremden Eiweißstoffe, von den Kräften des Organismus sehr schnell vernichtet wird. Wenn wir also vom Pferde gewonnenes Diphtherieserum dem Menschen injizieren, so wird das Gegengift mit dem Pferdeserumeiweiß schnell zerstört.

Es wäre also von vornherein das Ideal, auch den bedrohten Menschen gegen Diphtherie aktiv zu immunisieren. Nun ist das aber mit unvermischem reinen Diphtheriegift praktisch ausgeschlossen, weil die Behandlung viel zu gefährlich ist. Der Mensch ist außerordentlich empfindlich gegen Diphtheriegift, viel empfindlicher als das Pferd, und kein Hygieniker oder Arzt könnte es verantworten, einen Menschen mit noch so geringen Mengen reinen Diphtheriegiftes zu impfen. Auch alle anderen versuchten Verfahren, durch Abschwächung des Diphtheriegiftes die Behandlung beim Menschen zu ermöglichen, haben keine Erfolge gezeitigt. Dagegen hat man schon frühzeitig daran gedacht, den Menschen mit einem Diphtheriegift zu impfen, dessen Giftwirkung durch Zusatz des passenden Antitoxins so gut wie gänzlich aufgehoben war. Daß solche Mischung von Diphtheriegift und Gegengift noch die Kraft hat, in dem Körper der damit injizierten Tiere die Antikörperbildung anzuregen, ist seit langem bekannt und von Behring selbst mit als einem der Ersten beobachtet worden. Worauf diese Fähigkeit der scheinbar gänzlich ungiftig gemachten Mischungen von Diphtherietoxin und Antitoxin, trotzdem noch immunisierend zu wirken, beruht, ist strittig. Jedenfalls also kann man mit einem praktisch völlig ungiftig gemachten Gemisch von Diphtheriegift und Gegengift Versuchs-tiere hochwertig gegen Diphtherie immunisieren. Bei der absoluten Unschädlichkeit dieser Gemische konnte es Behring verantworten, solche Versuche auch an Menschen zu machen, und hat damit, wie es scheint, praktisch große Erfolge erzielt. Er konnte bei gesunden Menschen durch die Einführung dieses Toxin-Antitoxingemisches eine bedeutende Erzeugung von Schutzstoffen im Serum nachweisen; und was das Wesentliche ist, diese Schutzstoffe bleiben im Gegensatz zu dem künstlich eingeführten Antitoxin im Körper lange Zeit erhalten.

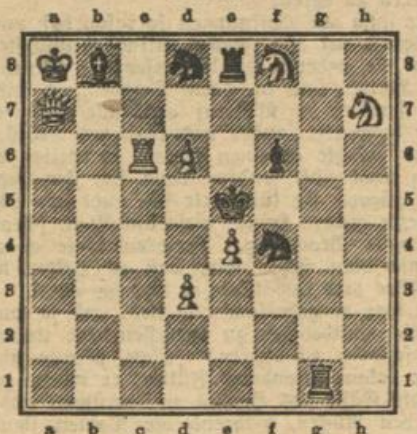
Das Behring'sche Verfahren ist nicht etwas durchaus Neues. Die immunisierende Kraft der Gemische von Diphtherietoxin und Antitoxin ist längst bekannt, und Behring's Verdienst ist es, diese altbekannte Methode der Vergessenheit entrisen und praktisch zu einer gewissen Vollendung ausgebaut zu haben, die es ermöglicht, sie nunmehr wirklich an Menschen zu erproben. Er stellt sie nun in den Dienst der Öffentlichkeit, behält sich aber, was sehr dankenswert ist, vorläufig, bis die Sache nach allen Richtungen hin erprobt ist, durchaus die Kontrolle über die Auswahl der geeignet erscheinenden Fälle und auch über die ganze Durchführung des Verfahrens vor.

Sollte es gelingen, tatsächlich die Umgebung der Diphtheriekranken durch dieses einfache und anscheinend ungefährliche Verfahren vor der Krankheit zu schützen, so wären wir einen großen Schritt weiter in der Bekämpfung dieser gefährlichen Kinderseuche. Denn trotz aller Erfolge der Heilserumtherapie sind doch nicht alle Früchte reif geworden, die man ursprünglich von dieser großen Entdeckung erhofft hat. Zwar ist die Mortalität (Sterbeziffer) der einzelnen Diphtherieerkrankungen ganz außerordentlich stark herabgegangen, aber sie ist immer noch bedauerlich hoch, und vor allen Dingen hat die Zahl der Erkrankungen in so erschreckender Weise zugenommen, daß es uns heute fast als wichtiger erscheinen muß, gefährdete Kinder in Schulen und Familien schnell zu immunisieren, als die einmal erkrankten mit der Serumtherapie zu heilen. Erst dann, wenn sich beide Verfahren ergänzen, dann wäre dieser schrecklichsten Kinderkrankheit ein großer Teil ihrer Gefährlichkeit genommen.

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin.

Daniel.



2+ (23-148 T)

Die Teillieferung Nr. 8 des „Wilguer“ ist erschienen und enthält gute Bearbeitungen von „Russisch“ und „Zwei Springerpiel im Nachzuge“. Diesmal hat man sich endlich ernstlich zusammen genommen, um eine recht fleißige, verdienstliche Arbeit zu liefern, die, in derselben Art fortgesetzt, das Werk noch würdig und wertvoll gestalten kann. Das Nachstehende entnehmen wir teilweise dieser Quelle.

Russisch.

Im Jahre 1902 per Korrespondenz.
Defendaron (Paris). Besser (Wien).

- 1. e2—e4 e7—e5
- 2. Sg1—f3 Sg8—f6
- 3. Sf3×e5 d7—d6
- 4. Se5—f3 Sf6×e4
- 5. d2—d4

Auch der Wilguer führt aus, daß der (von uns warm empfohlene) Zug 5. Sc3! „sehr gut“ ist.

5. d6—d5!
Mit Recht weist der Wilguer darauf hin, daß mit 5. Le7 (Alapin) 6. Ld3, Sf6 (d5!) Schwarz nur „ein festes aber besengtes Spiel“ erlangt.

6. Lf1—d3 Lf8—e7
6. Ld6! ist mit großem Erfolg von Marshall kultiviert worden.

7. 0—0 Sb8—c6
Zwingender ist sofort 7. Lg4!

8. Tf1—e1
Von Dr. Larrasch herrührend.

8. Sb1—d2! (auch h2—h3) kann Weiz der Textvariante ausweichen.

8. Lc8—g4!
9. c2—c3
9. LxS, d×e4; 10. Tx×e4, LxS! ic.

9. f7—f5!
10. Dd1—b3
Führt (ebenso wie der vorhergehende Zug von Weiz) von Dr. E. Laster her.

10. 0—0!
11. Sf3—d2?
11. D×b7?, Tf6! ic. (droht Tb8 nebst S×d4)

Der Wilguer, der den Textzug durch eine lange Analyse (S. 231) zu widerlegen sucht, erwähnt, daß er 1902 (17) von Alapin in der „Strategie“ empfohlen wurde. Es handelte sich damals jedoch nur um eine kurze Partieglosse. Es ist zwar schmeichelhaft, daß selbst fähigen Partieglossisten von Anno Lobal noch jetzt einer Widerlegung durch spezielle Wilguer-Analysen für würdig gehalten werden, aber es gibt auch eine Veräherung! Im gegebenen Falle wird übrigens die erwähnte naafsamwollige Umwandlung des Wilguer sofort dadurch gestraft, daß „eine“ Widerlegung des Textzuges gar nicht stimmt! Dies ist aus nachstehender Partie ersichtlich, (Sh8f).

die bis zum 22. Zuge dem Wilguer folgt.

- 11. Se4×f2!
- 12. Kg1×f2 Le7—h4†
- 13. g2—g3 f5—f4!
- 14. Kf2—g2 f4×g3
- 15. h2×g3

Bis hierher hat der Wilguer recht. Mit

15. Dd8—d6!?

verpaßt er aber die richtige Fortsetzung: „15. Lxg3!“, die er (S. 215) nicht weiter ausführt. Es folgt nämlich: 16. Th1 (K×L, Dg5; Se4, Tf3; Kg2, Dh5) 16. Dg5!; 17. Lxh7; Kh8!; 18. 0×d5 (Lf, Lh4 oder Se4, Lf3) 18. Le5!; 19. Lg6†, Lh3†!; 20. K×L, Dg3†

16. g3×h4?
Was geschieht auf den von Wilguer nicht erwähnten Zug 16. Te3! (nebst event. Se4)? ... Schwarz hat eine Figur weniger.

16. Tf8—f2†!
17. Kg2×f2 Dd6—h2†

18. Kf2—e3 Dh2—g3†
19. Sd2—f3 Ta8—e8†

20. Ke3—d2 Te8×e1†
21. Db3×d5 Lg4—e6
22. Sf3×e1 Le6×d5

Hier schließt der Wilguer seine Analyse mit der Behauptung „Weiz sei im Nachteil“. Der nachstehende Verlauf der betreffenden Korrespondenzpartie bestätigte allerdings dieses Urteil nicht.

23. h4—h5
Vorzugieher war 23. Kd1! g. B.:

23. D×h4; 24. Sd2 (oder Le3) 24. Dh1 (Dg4; Le2) 25. Sf1, h5; 26. Lf4 ic. (nebst event. Ta1—c1—c2)

23. Dg3—g5†
24. Kd2—c2 Dg5×h5
25. Sb1—a3 Dh5—h2†

26. Le1—d2 h7—h5
27. Sa3—c4 h5—h4
Zu erwähnen war 27. g5.

28. Se4—e3 Ld5—f7
Zu Beacht! kam 28. Lh1;
29. Sf1 ic.

29. Se1—f3 Dh2—g3
30. Ta1—f1 h4—h3
Ein schwacher Zug. Aber Weiz

steht auch ohnedem nicht schlecht.
31. Ld2—e1 Dg3—f4
32. Se3—f5 g7—g6?

33. Le1—g3 Aufgegeben.
Die Dame ist verloren (Dg4; Sh8f).